

Das Böse aus naturalistischer Sicht

Manuskript eines Vortrages

Gehalten im Rahmen einer Tagung der Vennland-Akademie
für philosophische Erwachsenenbildung

65. Wochenendtagung: Dimensionen des Bösen

Gunter Heim



**Arnold Janssen Klooster te Wahlwiller
Niederlande**

14.-15. Januar 2012

Inhalt

Einführung.....	3
Abschnitt I: Was ist eine naturwissenschaftliche Theorie?.....	4
Abschnitt II: Gen-Egoismus.....	5
Abschnitt III: Gruppenegoismus.....	9
Abschnitt IV: Das naturalistische Argument im Diskurs des Bösen.....	11
Abschnitt V - Lesung: Predigt der Humilitas.....	13

Das Bild auf der Titelseite zeigt zwei Teilnehmer während einer Pause, zwischen dem Arnold Janssen-Kloster und dem Ort Vijlen (NL).

© Dr. Gunter Heim, 2012
Vennland-Akademie für philosophische
Erwachsenenbildung, begründet von
Univ. Prof. Dr. Vincent Berning,
RWTH Aachen

Einführung

Ein befriedigendes Menschenbild kann mit den Erkenntnisprinzipien der Naturwissenschaft alleine nicht erfasst werden. Menschsein kann Naturgesetzlichkeit beinhalten, muss diese aber transzendieren.

Diese These leitete den Vortrag zum Verhältnis von Geist und Materie vom Januar 2010¹ ein. Damals ging es um die Frage, wie sehr die mechanistischen Erkenntnisprinzipien Kausalität und Objektivierbarkeit zum Verständnis der Welt beitragen können. Wir erinnern uns daran, wie vorsichtig in ihrem Fach ausgewiesene Physiker rein mechanistische Prinzipien zu einer abschließenden Welterklärung heranziehen.

Heute wird es darum gehen, menschliches Verhalten – und damit auch das Böse – aus einer ebenfalls mechanistisch geprägten, biologischen Sicht zu erklären: Das was wir als das Böse bezeichnen ist demnach bloß die Folge zwangsläufiger Wirkprinzipien. Unser menschliches Verhalten und unsere geistigen Regungen werden so weit wie möglich über irgendwie geartete Gesetze zum Gen-Egoismus, zur Arterhaltung oder zum Kollektivnutzen erklärt. Solchermaßen evolutionstheoretische Deutungen genießen nicht bloß in der populärwissenschaftlichen Gegenwartsliteratur eine große Beachtung. Auch in der internationalen Forschungslandschaft prägen im weitesten Sinne mechanistische, biologistische Ansätze die Grundhaltung gegenüber dem Phänomen des Lebens. Das Böse als eigenständiges Phänomen verliert damit seine Berechtigung; die Frage nach Sittlichkeit verliert damit ihren Sinn: Ein Übeltäter kann an seinen Handlungen nicht mehr ändern als als ein Wassertropfen im Fluss an seiner Fließrichtung.

Viele Vertreter biologistisches Strömungen nehmen sich dennoch aktiv der Frage nach der Moral und dem Bösen an. Davon zeugen Buchtitel wie „Das sogenannte Böse“² von Konrad Lorenz, „Liebe und Hass. Zur Naturgeschichte elementarer Verhaltensweisen“³ von Irenäus Eibl-Eibesfeldt, „Die Biologie der Zehn Gebote“ von Wolfgang Wickler⁴, „Das egoistische Gen“⁵ von Richard Dawkins sowie „Das Luzifer-Prinzip“⁶ von Howard Bloom.

In der scholastischen Tradition des geregelten Disputes gab es die goldene Regel der Paraphrase. Ein Disputant durfte die Thesen des Gegners erst dann kritisieren, wenn er sie zur Zufriedenheit eben dieses Gegners in eigenen Worten wiedergeben konnte. Leider ist heute kein renommierter Vertreter der biologistischen Strömungen in unserer Runde anwesend. Ich möchte mich aber bemühen, vor unserer Diskussion, die biologistischen

1 www.vennland-akademie.de => Skripten zum Download

2 Lorenz, Konrad: Das sogenannte Böse S. 246-259, Deutscher Taschenbuchverlag, 1977.

3 Eibl-Eibesfeldt, Irenäus: Liebe und Hass - Zur Naturgeschichte elementarer Verhaltensweisen, Piper & Co. Verlag, 1976.

4 Wickler, Wolfgang: Die Biologie der Zehn Gebote. Warum die Natur für uns kein Vorbild ist. Piper & Co. Verlag, München 1991.

5 Dawkins, Richard: Das egoistische Gen. Springer-Verlag, 1978.

6 Bloom, Howard K.: The Lucifer Principle : A Scientific Expedition into the Forces of History. New York, NY: Atlantic Monthly Press, 1995.

Standpunkte und Denkweisen möglichst so wiederzugeben, dass ihre Vertreter ihre Gedanken und Prämissen in meinen Worten wiedererkennen könnten.

Abschnitt I: Was ist eine naturwissenschaftliche Theorie?

Naturwissenschaft heißt vor allem: Überprüfbare Theorien produzieren. Eine Theorie besteht aus nicht weiter empirisch prüfbaren Prämissen (also metaphysischen Annahmen), aus Beobachtungstatsachen⁷ und aus verbindenden Schlüssen darüber, in welchem logischem Zusammenhang die Aussagen stehen. Gute Theorien lassen sich im Experiment oder anhand der Überprüfung von Prognosen beurteilen. Der Wissenschaftstheoretiker Karl Raimund Popper forderte zusätzlich, dass sich wirklich gute Theorien darüber auszeichnen, dass sie auch angeben, wodurch man sie widerlegen könne. Dieses sogenannte Falsifizierungsgebot soll eine Warnung sein gegen inhaltslose Theorien. Dazu ein Beispiel.

„Auf Abendrot folgt immer ein regnerischer Tag.“ Dies wäre eine einfach zu überprüfende Aussage. Ein einziges Gegenbeispiel würde genügen, sie zu widerlegen. Ein guter Theoretiker würde dieses Beispiel als Prüfstein für seine Theorie formulieren: Wenn auf Abendrot ein regenfreier Tag folgt, dann ist meine Theorie falsch. Nach Popper sollten wir eine Theorie nur solange als (möglicherweise) wahr betrachten, wie sie nicht widerlegt ist. Wir werden gleich sehen, dass der große Prüfstein naturalistischer Verhaltenstheorien der Altruismus ist.

„Wenn der Hahn kräht auf dem Mist, ändert sich das Wetter oder es bleibt wie es ist.“ Kann diese Aussage überhaupt falsch sein? Nein, eine rein formale Betrachtung zeigt bereits, dass sie in jedem denkbaren Fall wahr sein muss. Nach Popper qualifiziert sie sich nicht für den Status einer naturwissenschaftlichen Theorie, denn sie ist bereits durch ihre formale Struktur gegen eine Widerlegung geschützt – ganz gleich, wie die Beobachtungstatsachen ausfallen.

Wenn wir also von guten naturwissenschaftlichen Theorien sprechen, dann sollten wir fordern, dass sie angeben, unter welchen Bedingungen sie nicht mehr gelten, wodurch sie theoretisch widerlegt werden könnten. Eine gute Theorie braucht demnach nicht wahr zu sein. Sie muss aber innere logische Bezüge aufweisen und Vorschläge ihrer Überprüfbarkeit machen. An diesen Anforderungen gemessen sind die Gedankenkonstrukte von Lorenz, Eibl-Eibesfeldt, Wickert, Dawkins und Bloom gute Theorien. Gehen wir also einmal wie Naturwissenschaftler an die Theorien heran und

7 „Beobachtungstatsachen“ sind in der Erkenntnistheorie eine heikle Sache. Kants Zweifel daran, dass „Ding an sich“ erkennen zu können, Ernst Machs Vorbehalte gegenüber der Theorie einer realen Außenwelt und Alfred North Whiteheads Ablehnung der Idee einer isolierten Beobachtungstsache (nachzusehen in „Prozess und Realität“) sind nur drei von vielen Beispielen, wie zurückhaltend große Denker unser Erkenntnisvermögen einschätzen.

betrachten wir ihre Beobachtungstatsachen, ihre Prämissen, ihr inneres logisches Gerüst und vor allem: Betrachten wir, welche theoretisch überprüfbaren Vorhersagen über die Wirklichkeit die Theorien machen.

Abschnitt II: Gen-Egoismus

Theorien vom Gen-Egoismus sagen voraus, dass wir uns auf verschlungenen Wegen letzten Endes immer so verhalten, dass sich unsere Gene optimal in die Zukunft retten. Die Vertreter dieser Theorien berufen sich vor allem auf empirisches Material. Sie argumentieren naturwissenschaftlich. Gehen wir diesem Weg nach.

Die Beschreibung tierischer und menschlicher Verhaltensweisen liefert eine große Fülle von Material. Ethologen haben detailliert die Revierkämpfe von Moorhühnern, das Balzverhalten von Stichlichen und die sozialen Strukturen von Affengruppen untersucht. Ethnographen liefern Beschreibungen der Kleidung von Ureinwohnern Neu-Guineas. Soziologen, Psychologen und Psychiater beschreiben Normalität und Sonderfälle des modernen Lebens. Aus solchem Material beziehen die Autoren soziobiologischer Theorien ihre Beispiele und innerhalb dieses Faktenbereiches der Wirklichkeit machen sie Vorschläge zur Überprüfung ihrer Theorien. Wir werden gleich einige konkrete Beispiele kennenlernen. Zuvor ein kurzer Exkurs.

Die inneren mentalen Zustände, die unser Verhalten begleiten, spielen in den Theorien keine Rolle, denn sie sind nicht direkt messbar. Das moralische Gefühl an sich und das Gefühl des Wunders beim Anblick des Sternenhimmels, welche Kant so bedeutsam erwähnte, würden per Definition nicht zum grundlegenden Material naturwissenschaftlicher Theorien gehören, es sei denn, wir könnten sie eindeutig an einem äußerem Verhalten erkennen.⁸

Zurück zum eigentlichen Faktenmaterial. Betrachten wir einen Wirklichkeitsbereich der uns allen zugänglich ist: die familiären Bande im Vergleich zu außerfamiliären Beziehungen.

Es ist eine anscheinend offenliegende Tatsache, dass wir als Menschen in der Regel mehr Engagement für das Vorankommen unserer Kinder, Geschwister und Enkel zeigen als für das uns verwandtschaftlich fernstehender Menschen. Das Engagement kann in verschiedenen Formen sichtbar werden, etwa in Form von geteilter Nahrung, Nestbauaufwand oder auch in Form riskanter Rettungsversuche, zum Beispiel bei Angriffen durch Jäger. Welchen Verwandten wir unter welchen Bedingungen wie viel helfen lässt sich nach soziobiologischer Sicht dadurch erklären, inwiefern wir dadurch unsere eigene Gene in der Welt voranbringen.

Das Wort Gen steht für einen sehr komplizierten Begriff. Es gibt nicht die eine allgemein anerkannte Definition eines Gens. Recht umfassend ist die Charakterisierung eines Gens als ein Teil des Erbguts, welches über

8 Der Ansatz, auch den Menschen ganz auf messbare Dinge zu reduzieren (z. B. Schweissproduktion, Anzahl des Augenblinzels oder Resultate in standardisierten Intelligenztests) war bereits Anfang des 20. Jahrhunderts in den Humanwissenschaften verbreitet. Ein Gegner dieses „behavioristischen“ Ansatzes und ein entschiedener Befürworter der Introspektion als legitime Erkenntnisquelle war der amerikanische Psychologe William James.

viele Generationen hinweg in wechselnder Kombination mit anderen Erbgutbestandteilen stabil bleibt.

Es gilt heute als weitgehend anerkannte Tatsache, dass unser Verhalten und unsere Persönlichkeit zumindest teilweise in einem statistischen Zusammenhang mit klar identifizierbaren Teilen unseres Erbgutes steht. Macht man den Schritt vom statistischen Zusammenhang hin zum unterstellten Kausalverhältnis, dann kann man sagen: Unsere Gene beeinflussen unser Verhalten. Die bestechende Überzeugungskraft darwinistischer Theorien beruht nun auf einer beinahe tautologischen Offensichtlichkeit: Je besser sich ein Gen verbreiten kann, desto häufiger wird man es in Zukunft antreffen. Umgekehrt: Je schlechter sich ein Gen verbreiten kann, desto seltener wird man es antreffen. Im Extremfall gilt: ein Gen, dass sich nicht verbreiten kann, wird mit der Zeit verschwinden. Unser Verhalten ist somit quasi per Definition an die Erfolgsaussichten unserer Gene gekoppelt.

Wer von einer lange andauernden Naturgeschichte mit veränderlichen Tier- und Pflanzenarten ausgeht, kann nun den Umkehrschluss machen: Gene, die über lange Zeiträume gegen andere Gene konkurrieren mussten, besitzen per Definition die Eigenschaft, dass ihre Träger-Organismen sich so verhielten, dass sie – die Gene – gute Verbreitungschancen haben. Nach dieser Sicht, verhalten wir uns also stets so, dass sich unsere Gene optimal weiterverbreiten. Das menschliche Individuum wird zu einer Maschine im Interesse egoistischer Gene.

Ich möchte an dieser Stelle einige der Zuhörer bitten, auf meine bewusst mechanistische Sprache nicht mit Abwehrreflexen zu reagieren. Es ist eine Sprache die unter Biologen weit verbreitet ist. Wir wollen aber im Sinne einer Paraphrase zunächst verstehen, wie sie denken und wie ihre Argumente verlaufen. Ich bitte also um Toleranz. Lassen wir uns einmal auf die Idee ein, auch wir Menschen seien nur Reproduktionsmaschinen zur Verbreitung unserer Gene. Der gute Naturwissenschaftler würde nun versuchen, aus dieser Annahme überprüfbare Vorhersagen und Beobachtungstatsachen abzuleiten. Die gewissenhafte Naturbeobachtung wird dann zeigen, was an der Theorie dran ist. Verwandtschaftliche Beziehungen bieten dazu gutes Material.

Meine Kinder tragen zur Hälfte meine Gene, genau so wie auch meine Geschwister. Meine Enkel hingegen tragen nur noch zu einem Viertel meine Gene. Und ein beliebiger Mitbürger in der Stadt dürfte nur zu einem sehr geringen Teil ähnliche Gene wie die meinen tragen.

Die Theorie des Gen-Egoismus besagt nun, dass ich mich so verhalte, dass meine Gene – und alle ihre Kopien – eine optimale Chance haben, verbreitet zu werden. Wenn ich also das Wohlergehen und letztendlich die Vermehrungsfähigkeit meiner Geschwister und meiner Kinder verbessere, dann fördere ich zur Hälfte auch die Verbreitung meiner Gene. Helfe ich einer fremden Person, so wende ich zwar Energie und Ressourcen auf, tue aber nichts oder wenig für die Verbreitung meiner Gene. Vor dem Hintergrund konkurrierender Gene ziehe ich jetzt den unbewussten

Schluss: Wie sehr ich jemandem helfe, hängt davon ab, wie eng er oder sie mit mir verwandt ist. Die ist nun eine empirisch überprüfbare These im Sinne der Naturwissenschaft. (Ich brauche nur noch eine Maßzahl für den Verwandtschaftsgrad und eine Maßzahl für die Hilfe, die ich jemandem angedeihen lasse.)

Die Theorie erlaubt eine Reihe interessanter Gedankenexperimente und Vorhersagen. Unterstellen wir, Lebewesen würden ausschließlich im Sinne eines Gen-Egoismus handeln.

Neunbindergürteltiere in Süd-Amerika werden zu Vierlingen als eineiige Zwillinge geboren. Eineiige Zwillinge stehen sich genetisch so nahe wie keine anderen Individuen. Theoretisch müssten also Neunbindergürteltiere für ihre Geschwister einen fast gleich hohen Einsatz zeigen wie für sich selbst. Die Vorhersage ist überprüfbar. Sie kann sich als zutreffend oder unzutreffend erweisen. Die Argumentation lässt sich auch auf Menschen ausdehnen.⁹

Wir helfen Mitmenschen um so eher, je verwandtschaftlich näher sie uns stehen. Für den Fall unserer Kinder trifft diese Aussage mit großer Zuverlässigkeit zu. Wir treiben einen großen Aufwand, unsere Kindern die besten Zukunftschancen zu bieten, sehr viel mehr Aufwand, als wir fremden Kindern angedeihen lassen. Auch vererben wir sehr viel lieber an Kinder als an fremde Personen oder Stiftungen. Das passt zur Theorie des Gen-Egoismus. Eine Reihe von Phänomenen passt aber nicht in das Bild:

- Wie kann der Gen-Egoismus die Enterbung eigener Kinder erklären?
- Wie verträgt sich der Gen-Egoismus mit einem aufopferungsvollen Verhalten gegenüber Fremden, etwa von Rettungspersonal oder großen Wohltätern?
- Warum sollten Tiere oder Menschen verwandtschaftlich fernstehende Artgenossen adoptieren?¹⁰
- Wie ließe sich Selbstmord erklären, vor allem junger noch zeugungsfähiger Menschen ohne Nachkommen?
- Wie lässt sich die Kindstötung durch eigene Eltern oder auch Vernachlässigung erklären?

Schauen wir, wie sich selbst das extreme Phänomen der Kindstötung durch die eigenen Eltern aus der Sicht des Gen-Egoismus erklären ließe.

Ein Vogelpaar macht ein ersten Gelege im Frühjahr, doch die Küken gedeihen nicht optimal. Könnte es sich lohnen, das erste Gelege aufzugeben und eine zweite Brut zu wagen? Aus gen-egoistischem Kalkül

9 Das Beispiel stammt aus Richard Dawkins Buch „Das egoistische Gen“.

10 Dawkins betrachtet zum Beispiel die belegte Adoption bei Affen als Fehlfunktion, einen nicht weiter zu erklärenden Ausreißer von der Regel. Dawkins, Richard: „Das egoistische Gen“. Rororo Taschenbuch Verlag, 1996. Seite 174.

ist es eine Frage von gefühlsfrei abzuwägenden Wahrscheinlichkeiten. Je geringer die Wahrscheinlichkeit, aus dem ersten Gelege viele fortpflanzungsfähige Junge großzuziehen und je größer die Wahrscheinlichkeit, dass dies mit einem zweiten Gelege gelingen könnte, desto eher sollten die Vogeleltern ein zweites Gelege wagen. Die folgerichtige Konsequenz wäre, dass die Eltern das erste Gelege vollständig aufgeben und keine weitere Energie in die Aufzucht der noch lebenden Jungen zu werfen. Es könnte sogar sinnvoll sein, dass die Eltern die alten Jungen aus dem Nest werfen. Die Vorhersage ließe sich in der Natur überprüfen. Sollte es sich bestätigen, dass das Verhalten von Vogeleltern nach dieser Logik vorhersagbar ist, wäre dies ein Indiz für die Theorie des Gen-Egoismus. Soziobiologen übertragen diese Art der Argumentation in beunruhigender Weise auch auf menschliches Verhalten.

Der Theorie zufolge hätte ein Stiefvater – oder eine Stiefmutter – kein Interesse an der Förderung der Stiefkinder. Wir kennen das Motiv aus Märchen und auch die Umgangssprache benutzt das Wort stiefmütterlich (nicht etwa stiefväterlich) im Sinne von vernachlässigend. Die Soziologin Sarah Hrdy glaubt tatsächlich, statistisches Material vorlegen zu können, um diese Volksweisheit zu bestätigen: Bekommt ein Kind einen Stiefvater, dann sinkt seine Überlebenswahrscheinlichkeit für das kommende Jahr um 80% - so die Soziologin.¹¹

Wir befinden uns jetzt in der Nähe unseres heutigen Themas: Der Frage nach dem Bösen. Aus der Sicht des Gen-Egoismus macht die Kategorie eines moralisch bewertbaren Bösen keinen Sinn. Der böse Stiefvater oder die böse Stiefmutter ist nicht wirklich böse. Beide haben keine andere Wahl. Oder besser gesagt: Gene, die uns veranlassen würden, fremden Kindern genau die gleiche Zuwendung zuteil werden zu lassen, wie unseren eigenen Kindern, würden auf Dauer von der Evolution wegselektiert werden. Denn es würde immer fremde Eltern geben, die ihre Kinder anderen Eltern unterjubeln würden. Die uneigennützigen Stiefeltern würden nicht ihre Gene, sondern die der „Kuckuckseltern“ in die Zukunft befördern. Mit logischer Zwangsläufigkeit würden sich auf Dauer die Gene der Kuckuckseltern verbreiten. Die Gene der wohltätigen Stiefeltern würden verdrängt werden. Die Gültigkeit des gen-egoistischen Ansatzes vorausgesetzt, ist das Böse keine Kategorie für sich, sondern bloß Ergebnis mit logischer Kälte ablaufender Sachzwänge. Ihre Gründe wären letztendlich im Entwurf unserer Welt zu suchen.

Der Wert einer Theorie misst sich auch daran, wie viele verschiedenartige Phänomene sie erklären kann. Newtons Theorie reduzierte so entfernte Erscheinungen wie die Bewegung der Planeten durch den fixen Sternenhimmel, die Schwingung eines Pendels und den Flug einer Kanonenkugel auf drei einfache Formeln. Die Theorie des Gen-Egoismus will auch erklären, warum sich Väter möglicherweise weniger intensiv um

¹¹ Ich konnte die Quelle dieser Aussage nicht mehr finden, meine aber, es Howard Bloom in einem seiner Bücher war, der Hrdy mit dieser Aussagen zitierte.

den Nachwuchs kümmern als die Mütter.¹²

Theoretisch müsste ein Vater das gleiche gen-egoistische Interesse an seinen Kindern haben wie die Mutter. Sollte sich zeigen, dass Männer weniger Aufwand in die Aufzucht der eigenen Kinder „investieren“, wie ließe sich dann die Theorie des Gen-Egoismus retten? Die Erklärung wird in der subjektiven Sicherheit der Eltern gesucht, dass es sich bei den eigenen Kindern auch tatsächlich um die eigenen Kinder handelt.

Eine Mutter weiß recht sicher, dass ihre Kinder von ihr stammen; der Vater muss hier einen sehr viel größeren Unsicherheitsfaktor einbauen. Aus gen-egoistischer Sicht müsste die Mutter einen zumindest messbar höheren Aufwand in die Aufzucht ihrer Kinder stecken als der Vater. Wieder haben wir eine empirisch überprüfbare Aussage.

Die bisherigen Beispiele stammen aus Richard Dawkins Buch „Das egoistische Gen“. Dawkins Argumente wurden oft heftig angegriffen. Aber es ist ihm anzurechnen, dass er selbst vorschlug, wodurch seine Thesen zu bestätigen beziehungsweise zu widerlegen seien.

Widerlegt werden könnten sie durch Folgendes: Wenn wir beobachten, dass sich Menschen oder Tiere in signifikanter gegen das Wohl ihrer eigenen Gene entscheiden, dann kann die Theorie des Gen-Egoismus nicht zutreffen. Selbstmord ohne Nutzen für Verwandte, freiwilliger Verzicht ohne Hintertür und echter Altruismus wären in einer gen-egostischen Welt keine dauerhaft stabilen Phänomene. Sie dürften bestenfalls bedeutungslose Randphänomene sein. Das sind sie aber nicht.

Abschnitt III: Gruppenegoismus

Der US-Amerikaner Howard Bloom verfasste eine Reihe verkaufstarker Bücher, in denen er den Gruppenegoismus als treibende Kraft im evolutiven Geschehen analysierte. Das Verhalten sozialer Tiere und von Menschen zielt vor allem darauf ab, einen Nutzen innerhalb einer Gruppe zu erfüllen.¹³ Die Stärke der Gruppe und nicht die Verbreitung der eigenen Gene sei der wichtigste Faktor.¹⁴

Bloom stützt seine Argumentation auf weit auseinanderliegende Erfahrungsbereiche. Bakterienkolonien aus dem Erdaltertum, Handelsgepflogenheiten antiker Völkern, die Hackordnung von Hühnern

12 Das Beispiel taucht in verschiedenen Büchern auf und für bestimmte Tierarten ist die These vom erhöhten Mutteraufwand belegt. Mir sind aber keine belastbaren empirischen Studien bekannt, die die These für menschliche Gesellschaften überprüft haben.

13 Beunruhigende Indizien für Gültigkeit dieser Sicht liefert zum Beispiel das Buch „Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben“ von Sönke Neitzel und Harald Welzer (Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 2011). Die Autoren zeichnen anhand von umfangreichen Abhörprotokollen der Gespräche deutscher Kriegsgefangene, wie sehr das Verhalten des einzelnen Soldaten durch seine Wunsch nach Professionalität und Anerkennung innerhalb seiner Gruppe geprägt war.

14 Bloom, Howard: Global Brain. Die Evolution sozialer Intelligenz. Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Stuttgart . 1. Auflage, 1999.

und Zickenkriege zwischen pubertierenden Mädchen stehen beispielhaft für die Breite der von Bloom beschriebenen Phänomene.

Bloom abstrahiert von diesem Beobachtungsmaterial fünf Grundprinzipien leistungsstarker Gruppen. Er spricht von kollektiven Lernmaschinen¹⁵, die sich im evolutionären Kontext mit an ständig neue Herausforderung anpassen müssen. Die fünf Prinzipien leistungsfähiger Gruppen sind:

- Konformitätsverstärker: Sie zwingen die Gruppenmitglieder zu kohärentem Verhalten und sind die Grundlage von abgestimmten Verhalten.
- Diversitätsgeneratoren: Jedes Individuum innerhalb einer Gruppe stellt eine Hypothese zum erfolgreichen Umgang mit der Wirklichkeit dar. So entsteht innerhalb der Gruppe die nötige Flexibilität, sich an unterschiedliche Anforderungen anpassen zu können. Ein Beispiel hierfür ist das Immunsystem. Verschiedene Zelltypen stellen Hypothesen über mögliche Krankheitserreger dar.
- Nutzensortierer: Nutzensortierer sind Systeme, die die Individuen nach ihrem Beitrag zum Gruppennutzen bewerten. Nutzensortierer können von außen auf Individuen einwirken, wie etwa die Gehaltszuweisung innerhalb eines Unternehmens. Viele Nutzensortierer sind aber nach Bloom tief im Individuum verinnerlicht. Nach Bloom beziehen soziale Lebewesen ihr Selbstwertgefühl fast vollständig aus dem subjektiv empfundenem Nutzen, den sie für Gruppen haben. Als Beispiel führt er Arbeitslose an, deren objektiven psychischen Leiden weniger einer echten materiellen Not als vielmehr dem Gefühl der Nutzlosigkeit entspringen.
- Ressourcenschalter: Sie schieben jenen Individuen wertvolle Ressourcen zu, deren Begabungen unter Kontrollfähigkeit hoch sind, derweil Individuen ohne erkennbaren Gruppennutzen weniger Ressourcen erhalten.
- Kämpfe zwischen Gruppen: Diese zwingen „jedes kollektive Gebilde, jedes Gruppengehirn ... [] ... ständig frische Innovationen im Dienste des Überlebens auszubrüten.“ Man kann hier an einander bekämpfende Affenhorden, Kriege zwischen Nationen oder auch die ökonomische Konkurrenz zwischen Unternehmen denken.

Im Sinne der Naturwissenschaften bemüht Bloom sich, seine Argumente auf empirisch überprüfbare Beobachtungstatsachen zu stützen.

Beispielhaft möchte ich hier eine Argumentation wiedergeben, mit der er die Theorie eines alleinigen Gen-Egoismus zu widerlegen versucht.

Menschliche Gesellschaften seien typische Lernmaschinen. Die tief verinnerlichten sozialen Regeln und Bindungen sind für Bloom letztendlich

¹⁵ Die Idee von Gruppen als Lernmaschinen spielt unter anderen Namen eine zentrale Rolle in der aktuellen Forschungslandschaft. Kollektive Intelligenz, Schwarmintelligenz, komplexe adaptive Systeme können hier beispielhaft genannt werden.

Ausdruck der oben geschilderten fünf Prinzipien kollektiver Intelligenz. Unsere sozialen Bindungen verweben uns mit dem lernenden Kollektiv. Verlieren wir diese Bindungen oder werden wir vom Kollektiv zurückgewiesen, verlieren wir unseren Lebenszweck.

Der Verlust von Arbeit, von Freunden oder von Einfluss löse bei vielen Menschen selbstzerstörerische Haltungen und Handlungen aus. Die Betroffenen meiden von sich aus Geselligkeit, verlieren den Antrieb und Lebensmut, weisen oft Mitmenschen durch abstossendes Verhalten sogar noch weiter von sich, ihr Immunsystem fährt sich herunter und sie entwickeln eine Reihe psychosomatischer Krankheiten. Ärzte diagnostizieren dann nicht selten eine Depression. Der Extremfall ist der Selbstmord. Aus gen-egoistischer Sicht dürfte es diese Phänomene nicht geben. Im Gegenteil: Gerade widrige Umstände müssten unsere Selbstbehauptungs Kräfte mobilisieren. Wer soziale Demütigung erfährt, sollte sich auf Kampf einstellen und sein Immunsystem hochfahren, Verbündete suchen, dem drohenden Ungemach mit gesteigerter Aktivität begegnen. Kurz: alles tun, um die eigenen Gene in die Zukunft zu retten. Tatsächlich belegt eine zunehmende Zahl empirischer Studien einen engen Zusammenhang zwischen dem Verlust sozialer Bindungen – auch jenseits der engen Familienbande – und eines Lebenssinnes mit messbaren Krankheiten. Gen-Egoismus sieht anders aus.¹⁶

Bloom interpretiert diesen Befund aber keineswegs als eine Widerlegung einer naturalistischen oder mechanistischen Deutung menschlichen Verhaltens. Im Gegenteil. Für Bloom sind es Familien, Stämme, Firmen, Nationen – im weitesten Sinne immer Gruppen und Kollektive – die gegeneinander konkurrieren. Der darwinistische Selektionsmechanismus setzt bei sozialen Tieren und dem Menschen nicht vorrangig beim Individuum an, sondern in vielschichtig sich durchkreuzender Weise an Gruppen.

Bloom zufolge lässt sich unser Verhalten aus folgendem Kalkül ableiten: Wir sind genetisch so programmiert, dass wir vorrangig den Erfolg von jenen Gruppen voranbringen, denen wir angehören. Wenn ich in gruppenschädigender Weise meinen individuellen Erfolg fördere, die Gruppe aber dadurch letztendlich untergeht, haben auch meine Gene keine Chance, sich in die Zukunft zu retten. Bloom bleibt ganz im Rahmen naturalistischer Erklärungsmuster.

Was auf den ersten Blick wie Altruismus und Solidarität aussieht, ist letztendlich wiederum bloß eine Variante mechanistischer

16 Hieraus lässt sich unmittelbar ableiten, dass die beste Medizin für Kranke das Zeigen menschlicher Zuwendung ist. Aus Blooms Theorie geht hervor, dass menschliche und soziale Ansprache dem Individuum das Gefühl vermittelt von der Gruppe gebraucht zu werden und damit Selbstheilungs Kräfte aktiviert werden. Ich kenne nicht mehr die Quellen, las aber an zwei unabhängigen Stellen, dass man im belagerten Leningrad im Zweiten Weltkrieg beobachtete, dass Menschen die sich aufopferungsvoll für ihre Mitmenschen einsetzen höhere Überlebenschancen hatten, als Menschen, die ihre Kräfte bei Hunger und Kälte schonten. Auch diese würde gut zu Blooms Theorie passen.

evolutionsbiologischer Erklärungsmuster. Auch hier verliert das Böse seine Berechtigung als Moralurteil, denn es ist die zwangsläufige Folge der Art, wie die Natur eingerichtet ist.

In seinem Buch „Das Luzifer-Prinzip“¹⁷ sublimiert Bloom das Vernichten und den ewigen Kampf der Gruppen und Individuen als notwendiges Übel, als Preis für die Kreativität. In einer materiell beschränkten Welt kann es nichts Neues geben, ohne Altes zu vernichten, Fortschritt ohne Vernichtung ist undenkbar. Soziobiologisches Denken wird zum alles regelnden Weltprinzip – zum Luzifer-Prinzip – apostatisiert; ein klassisches Beispiel für den naturalistischen Trugschluss: die irrite Annahme, dass man aus gegebenen Fakten zwangsläufig das Gewünschte ableiten könne. Das was ist sagt aber nicht automatisch etwas darüber aus, was sein sollte.¹⁸

Abschnitt IV: Das naturalistische Argument im Diskurs des Bösen

Wer die Dimensionen des Bösen erforschen will, kann die Annäherung über verschiedene Fragen versuchen, wie zum Beispiel:

- Wie ließe sich das Böse definieren?
- Gibt es das Böse als Weltprinzip, als manichäistischen Gegenpol zum Guten - oder ist das Böse bloß eine willkürliche, menschliche Denkkategorie?
- Sind Utopien denkbar, aus denen das Böse endgültig verbannt ist?

Wer hier Hilfe bei naturwissenschaftlich fundierten Theorien über menschliches Verhalten sucht, sollte sich der methodischen Selbstbeschränkung der Naturwissenschaften bewusst sein.

Naturwissenschaften – im gängigen Sinn verstanden – produzieren empirisch überprüfbare Theorien. Ich habe beispielhaft zu zeigen versucht, was das für soziobiologische Theorien zum menschlichen Verhalten bedeuten kann. Die meisten Theorien erfüllen dieses Kriterium. Der methodische Zwang zur messtechnischen Überprüfbarkeit heißt aber im Umkehrschluss: Was keiner Messung zugänglich ist, bleibt außerhalb des naturwissenschaftlichen Radarschirms. Dies gilt insbesondere für Werturteile und innere Bewusstseinszustände. Mein Verhalten ist messbar, nicht aber meine Gedanken und meine Gefühle. Eine Naturwissenschaft kann vielleicht sagen, dass ich mich so verhalte, als wöllte ich meine Gene

17 Bloom, Howard: *The Lucifer Principle. A Scientific Expedition into the Forces of History*. The Atlantic Monthly Press. New York, 1995.

18 Übrigens unterliegen nicht alle Soziobiologen oder Neo-Darwinisten diesem Trugschluss. Er wird ihnen oft unterstellt, ohne dass die Ankäger sich die Mühe gemacht hätten, die Bücher selbst einmal zu lesen. Richard Dawkins beispielsweise hebt mehrfach hervor, dass er die von ihm beschriebene Natur nicht als Vorbild für eine gute Welt betrachtet. Dawkins möchte, dass wir den Einfluss der Gene auf unser Verhalten erkennen können, um dann ihre Pläne zu durchkreuzen.

in der Welt verbreiten, aber vielleicht wird mein Verhalten von gänzlich anderen, dem widerstrebenden Willensregungen begleitet. Einstein mahnte: „Not everything that counts can be counted. Not everything that can be counted counts.“¹⁹ Wer sich in der soziobiologischen Literatur umtut, findet diesen Aspekt zwar oft kurz erwähnt aber die Autoren der Theorien tun dann so, als gäbe es außer dem sichtbaren Verhalten keine weiteren Aspekte, die eine effektive Rolle spielen. Methodisch ist das nicht sauber und erkenntnistheoretisch bedenklich.²⁰

Naive mechanistische Welterklärungstheorien gehen davon aus, dass sich der Gang der Welt ganz aus naturgesetzlich fassbaren Abläufen ergibt. Der Freie Wille als Grundlage eines Moralprinzipes kann darin keinen Platz haben. Dass viele Autoren ihre Theorien durchaus mechanistisch verstanden wissen wollen, ergibt sich weniger aus expliziten Aussagen als vielmehr aus dem Sprachgebrauch. Unser Verhalten wird dabei oft als programmiert und gesteuert beschrieben: „Lebende Körper sind „Maschinen“, die von überlebenden Genen „programmiert“ werden.“²¹ In der Beschreibung von Lebewesen werden Atome und Moleküle genannt²², Bewusstseinsphänomene und Konzepte einer nicht materieller Konzepte eines Geistigen hingegen nehmen kaum Platz ein. Bestünde die Welt tatsächlich und ausschließlich aus rein mechanistisch beschreibbaren Atomen, wäre dieser Ansatz berechtigt.

Es ist aber gerade eine Naturwissenschaft, namentlich die Physik, die aufgrund von Beobachtungsergebnissen ein solchermaßen naiv mechanistisches Materiebild aufgegeben hat oder zumindest anzweifelt. Wir sahen auf unseren zwei Tagungen zur Kosmologie, wie es Physiker sind, die eine enge Verwobenheit von Materie und Geist in Erwägung ziehen. Diese Entwicklung wird meiner Einschätzung nach von vielen Autoren soziobiologischer Schriften nicht ausreichend gewürdigt²³.

Die oft sehr emotional und engagiert geführten Debatten um die Berechtigung naturalistischer Erklärungen menschlichen Verhaltens – und damit auch des Bösen – verlaufen oft entlang der Trennlinie zwischen rein mechanistischen Weltbildern einerseits und Weltbildern, die geistartige Substanzen zulassen oder sogar zum Hauptprinzip erheben.

19 Auch ein Zitat Goethes fasst treffend die Gefahr des naiven Naturwissenschaftlers zusammen, Phänomene jenseits seiner Erkenntnismethode zu ignorieren: „Was Ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar, Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr, Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht, Was ihr nich münzt, das, glaubt ihr, gelte nicht.“

20 Tatsächlich postulieren manche Autoren einen alleinigen Erklärungsanspruch, so zum Beispiel Richard Dawkins: „Darwin hat die bisher einzige gangbare Lösung für das unergründliche Problem unserer Existenz geliefert.“ In: „Das egostische Gen“. Rororo Taschenbuch Verlag, 1996. Seite 40.

21 Zitiert aus: Dawkins, Richard: „Das egostische Gen“. Rororo Taschenbuch Verlag, 1996. Seite 169.

22 Zum Beispiel in: Dawkins, Richard: „Das egostische Gen“. Rororo Taschenbuch Verlag, 1996. Seite 40 ff.

23 Eine Ausnahme ist sicherlich Konrad Lorenz, der in verschiedenen Vorträgen und Büchern immer wieder die erkenntnistheoretischen Prämissen seiner Gedanken reflektiert.

Der große deutsche Verhaltensforscher Konrad Lorenz war sich der zentralen Bedeutung des Geistbegriffes sehr bewusst. In seinem Buch „Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression“ wendet sich Lorenz in einem eigenen Kapitel an die Zweifler und Gegner einer naturalistischen Weltsicht. Ihnen unterstellt er einen Hochmut, den er unter anderem mit dem Glauben an geistige Prinzipien in Verbindung bringt. Das Eingeständnis, dass wir als Menschen bloß Teil einer naturgesetzlich geregelten Weltganzen sind, ist für ihn Ausdruck einer erststrebenswerten Demut, der Glaube an eine Sonderstellung des Menschen im Kosmos eine gefährliche Hybris. Lorenz' Plädoyer erscheint mir sehr geeignet, um eine philosophische Diskussion über das Böse aus naturalistischer Sicht anzuregen. Ich möchte deshalb nun eine zentrale Passagen aus Lorenz' Schriften zitieren.

Abschnitt V - Lesung: Predigt der Humilitas

Lesung aus: Lorenz, Konrad: Das sogenannte Böse S. 246-259, Deutscher Taschenbuchverlag, 1977. Kapitel XII: Predigt der Humilitas.

= Schluss =